

Waldemar Fink

Autor(en): **Jegerlehner, Johannes**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **17 (1913)**

Heft [19]

PDF erstellt am: **06.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-587683>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

test jetzt, da wir doch ‚geringelt‘ sind, ganz gut einmal für ein paar Tage aufs Taubenmoos zu Gast kommen. Halt so zum Angewöhnen an die Gelegenheit, hähä!“ Er zwinkerte wieder, ihr Einverständnis ohne weiteres voraussetzend. In seinen Augen glühte ein begehrllicher Wille.

Ihr Herz bäumte sich auf. Eine unüberwindliche Abneigung, ja ein Ekel vor ihm erfaßte sie. Sie wußte jetzt, daß er das letzte Mal auf dieser Schwelle stand. Aber sie hütete sich, diesen Gedanken vor ihm lautwerden zu lassen.

(Schluß folgt).

Waldemar Fink.

Mit Kopfleiste, einer Rautenbeilage und sechs Reproduktionen im Text.

Wenn die Ausdauer und die Beharrlichkeit und die hundertfach wiederkehrenden Anläufe, mit der viele unserer jungen Künstler die steilen Höhen des Parnas zu erklimmen suchen, ein Gradmesser wären für die innere Tüchtigkeit, so müßte Waldemar Fink längst zur Anerkennung gelangt sein, denn er hat viele Jahre der bittersten Enttäuschung, der Entmutigung und des Schludertums hinter sich. Sein Vater, ein angesehenes Malermeister in Bern, zwang ihn, das Handwerk zu erlernen, zu dem er keinen Hang und keine Liebe verspürte. Der kluge erfahrene Mann wollte seinem Sohne ein sicheres Auskommen verschaffen, und so mußte der junge Fink in der Gipserschürze mit dem großen Malpinsel Fassaden streichen und Reklametafeln bemalen, bis er eines Tages durchbrannte und in München jenes unfreiwillige Bohème- und Hungerleben führte, das die große Menge in den Kino- und Theater Vorstellungen so schön und rührend findet.

Die Kraftlosen und Schwachbegabten gehen in dieser Bohème zugrunde, die starken Talente ringen sich durch.

Fink lebte eine Zeit lang in abgelegenen Walliserdörfern von steinhartem Roggenbrot und bröckeligem Käse, von dünnen Minestren und billigen Racletten, verkaufte dann und wann ein Bild, beschickte die Ausstellungen mit großen Sendungen, die überall zurückgewiesen wurden, bis sich ihm in München ein Türchen öffnete. Die unverdiente Zurückweisung im eigenen Lande verdroß den Dreißiger so sehr, daß er sich in den Schmollwinkel setzte und dabei vergaß, wie ähnlich es Größeren auch ergangen ist und zu allen Zeiten ergehen wird. In einem Bauernhaus Adelsbodens nistete er sich ein und fing wieder an mit Malen, Darben und Rahmenschnitzen, bis bessere Zeiten Einkehr hielten. Hans Thoma begann sich für ihn zu interessieren, deutsche Zeitschriften ersuchten um Einwendung von Proben seines Talentes, und heute hangen



Waldemar Fink, Adelsboden.

Abend im Gebirge (1913). Im Privatbesitz.

im Berner Kunstmuseum zwei Duzend Bilder, die das Interesse der Kunstfreunde in hohem Maße fesseln. Seine Schöpfungen finden Abnehmer, und so steht heute Waldemar Fink schon recht hoch auf einer Warte, von der er lächelnden Auges die Sümpfe und Niederungen überblicken kann, durch die er sich hindurchkämpfen mußte.

Sein Stoffgebiet ist vorläufig noch auf das Landschaftliche beschränkt, speziell auf das Hochgebirge Adelsbodens, auf das Wildstrubelgebiet, die braunen Hütten des Adelsbodenmooses und die Wintertannen und Stiefelder des Hahnenpasses. Wer das Tal der Engstlen kennt, wird sich in Finks Bildern rasch zurechtfinden. Im Sommer beherrscht die Eiskuppe des Wildstrubel den mächtigen Talkessel, und wenn er im Winter unter seiner weißen Zipfelmütze einnickt und in tiefen Schlaf und beinahe in Vergessenheit versinkt, stemmt der Große Lohner seine breiten Schultern vor und lächelt

unter seinem in allen sieben Farben glitzernden Diadem sein eisiges Lächeln. Wie es da an einem schönen Wintermorgen von den Schneehalden flimmert und gleißt und in gewaltigen Zungen von der Kraft und Größe redet, die der junge Tag in einer einzigen Schöpferstunde vor unsern Blicken ausbreitet — da braucht es schon reife Kunst, um die Harmonie dieser wilden Hochgebirgsromantik auf die Leinwand zu pinself.

Die neuesten Schöpfungen Finks trachten nach scharfer Zeichnung und Vereinfachung, ohne daß er in seiner Technik, die ursprünglich von Segantini ausging, sich irgend an eine Schule oder an ein großes Vorbild anlehnte. Fink ist stets ein Eigener gewesen, einer, der aus innerem Reichtum schöpft, und wir werden die Entwicklung dieses Künstlers, der Großes hoffen läßt, mit lebhaftem Interesse verfolgen.

Johannes Jegerlehner, Bern.

Die Walküre.

Nachdruck verboten.

Aus den Papieren eines Freundes nach erzählt von Lilli von Brandis-Marcusen, Bern.

(Fortsetzung).

Eine Viertelstunde später saßen wir im Speisesaal des „Rusfen“, wie W.'s erster Gasthof genannt wurde, an einer langen weißgedeckten Tafel, die aber noch nicht voll besetzt war. Frau Gunter-Menotti und Marie Bernhardi fehlten noch. Auf ihren Plätzen lagen Blumensträuße; der für Marie bestimmte war schöner, blasser Malmaisonrosen von seltener Größe und Frische, eine Karte steckte darin. Es waren mehrere Herren anwesend, darunter der Hofmarschall und der Archivdirektor, außerdem eine alte Stiftsdame, Fräulein von Korn, die alle Künstler W.'s kannte und die trotz ihrem lahmen Fuße bei keiner festlichen oder gemüthlichen Vereinigung zu fehlen pflegte. Marie kam mit dem Gunter-Menottischen Ehepaar. Die Primadonna hatte Zeit gefunden, große Toilette zu machen, und rauschte in einem kostbaren weißen Seidenkleide herein, ein riesiger schwarzer Rembrandthut umrahmte ihr stark geschminktes Gesicht: wie bescheiden, lieblich und einfach sah die Brunhilde neben ihr aus in einem dunkelblauen Kleide, das ihren schönen Wuchs nur ahnen ließ, und mit der kleinen Pelzmütze auf dem dunkelblonden Scheitel. Der Erfolg war scheinbar eindrucklos über sie hinweggerauscht; aber wenn man näher zusah, lag eine solche Verklärtheit über den holden Zügen, ein so goldener Ausdruck von Glück und Begeisterung strahlte aus ihren großen Augen, wie ihn Kinder haben vor dem Weihnachtsbaum. Und nun erblickte sie den Vater und flog ihm an den Hals, und es war reizend zu beobachten, wie sie nach dieser ersten stürmischen Begrüßung Hand in Hand nebeneinander saßen und leise plauderten, der schöne weißbärtige alte Herr und das ihm so ähnliche junge Mädchen. Sie hatte die duftenden Rosen achtlos beiseite geschoben, und erst nach einer Weile, nachdem das Fragen und Antworten etwas nachgelassen hatte, nahm sie die Karte aus dem Strauß; eine jähe Röte, die ihr in die Wangen stieg, verrät ihre Ueberraschung. Dann reichte sie sie dem Vater, der sie ebenfalls erstaunt betrachtete und dann in seine Brusttasche schob. Gunter hatte sie beobachtet; er sandte lange Blicke aus seinen mandelförmigen Augen, die sie wie mit seidenen Fäden umspannen. Diese Blicke gingen und kamen auf samtene Sohlen, und sie griffen nach ihr, wie mit weichen flehenden Händen, und sie sprachen eine stumme, aber doch so deutliche Sprache, über die ich tödlich erschrak. Aber sobald er merkte, daß ich ihn anschaute, machte er ein verblüffend unbefangenes Gesicht und hob sein Glas. „Ihr Spezielles, Doktor,“ rief er herüber. Frau Gunter-Menotti hatte den Hofmarschall mit Beschlag belegt; sie tat lebhafter als sonst, fokettierte mit ihm auf

wienerisch, lachte, plauschte und ignorierte mit Virtuosität sowohl ihren Mann wie auch Marie. Die alte Stiftsdame, ganz Feuer und Flamme von der eben erlebten schönen Aufführung, sprach auf die junge Sängerin ein, erzählte von Wagner, Liszt und andern Größen, die sie gefannt, und kramte Anekdoten über Anekdoten aus dem Pompadour ihrer Erinnerung. Daß Marie nur mit halbem Ohr zuhörte, genierte sie nicht im mindesten; wie alle Menschen, die viel sprechen, war sie von ihren eigenen Worten eingenommen. Plötzlich sagte Gunter: „Fräulein von Korn, die letzte Geschichte war reizend, die muß meine Frau unbedingt hören! Nicht wahr, Lolochen!“ Und damit stand er auf und überließ mit seinem strahlenden Lächeln seinen Platz dem geschmeichelten alten Fräulein, während er selbst nun Marie Bernhardi gegenüber zu sitzen kam. Ich erzähle das, als sei es gestern gewesen, und vergesse die Jahre, die sich dazwischen türmen; denn jener Abend, der so mächtig einsetzte und so nichtig ausklang, ist mir unvergeßlich fest im Gedächtnis geblieben, und ich meine noch das Unbehagen zu spüren, als ich, durch den alten Bernhardi abgelenkt, mit halbem Ohr die Unterhaltung zwischen dem Kapellmeister und der Sängerin verfolgte, die sich um Musik drehte und doch nur das eine große Thema variierte: Liebe. Daß Gunter als ein Virtuose dieses alte, ewig neue Thema behandelte, davon konnte ich mich überzeugen, und daß Marie unter seiner Suggestion litt, blieb mir nicht verborgen. Wie vorher seine Augen um sie geworben, so jetzt seine Stimme: jeder Laut griff wie mit weichen flehenden Händen nach ihrem Herzen, und was sie ihm antwortete, klang seltsam bewegt und verschleiert, und die schönen grauen Augen blickten feucht, der Mund lächelte verträumt. Das alles sah ich und litt unsäglich. „Wir haben Kunst gesimpelt,“ meinte Gunter feck, als man aufbrach und er dem alten Bernhardi die Hand schüttelte. „Was Kunstsimpeln heißt, das wissen nur wir allein, wir Künstler, Menschen des Augenblicks! Sie, Doktor, haben davon keine Ahnung; Ihre Wissenschaft ist nur Theorie, aber bei uns ist Leben, Wärme, Puls und Impuls, alles zusammen!“ Er lachte leise, ein mir unsympathisches Lachen, ich mochte ihm nichts erwidern.

Bernhardi wollte mit dem Nachtschnellzug weiterfahren; Marie, die ihrer Stimme wegen den zugigen Bahnhof fürchtete, bat mich, den Vater zu geleiten, während sie mit Gunter zusammen einen Wagen nahm. Sie gab mir flüchtig die Hand; für den Blumenkorb, den ich ihr gefandt, hatte sie kaum ein Dankeswort gehabt, was mich kränkte. Ich war enttäuscht und